



„Wir hatten Freunde, wir waren glücklich.“ Susanne Geske am Grab ihres Mannes Tilman in der türkischen Stadt Malatya.

Foto: SZ

Unter Mördern

Sie kamen aus Deutschland in die Türkei, sie wollten missionieren für das Christentum. Dann wurde Tilman Geske umgebracht in Malatya, er wurde regelrecht abgeschlachtet. Seine Frau und die Kinder leben noch immer dort. Die Witwe sagt: „Angst kann ich nicht gebrauchen.“

Von Kai Strittmatter

Malatya – Sie waren zu dritt. Als es vorüber war und ihre Leichname in den Gräbern lagen, da sagte die Frau des einen: „Das Letzte, was ich sah, war sein Lächeln.“ Und als sie aus ihrer Betäubung erwachte, da sagte die Frau des anderen: „Nein, ich habe keine bösen Gefühle.“ Das war die Deutsche, Susanne Geske. Sie zitierte Jesus: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“

Vergib ihnen. Geschlagen, getreten, gefoltert. So steht es im Autopsiebericht. Mit Händen und Füßen an ihre Stühle gefesselt. Die zwei Töchter und der Deutsche. Stiche in Brust und Unterleib, fünfzehn an der Zahl bei Tilman Geske. Dann die Kehle durchgeschnitten.

Es ist der 18. April 2007, als der Mann von Susanne Geske stirbt. Umgebracht in den Räumen des Zirve-Bibelverlages in türkischen Malatya wurde der Vater der zwölfjährigen Michal, des zehnjährigen Lukas und der achtjährigen Miriam.

Ein Tag im März dieses Jahres. Ein nüchterner Gerichtsraum, eine Frau, sie sitzt aufrecht, den Blick nach vorn gerichtet. Fünf junge Männer in der Bank vor ihr. Stumm, gelangweilt. Einer, ganz links, dreht sich ab und zu um, ein schmächtiger, die Haare mit Gel hochgezupft, scannt den Raum, senkt an einer Stelle die Augen, fällt wieder in sich zusammen. Emre heißt er, Emre Günaydin, 19 Jahre alt zum Zeitpunkt des Mordes. Der Anführer. „Emre sagte, wenn wir die Christen nicht stoppen, werden sie unsere Kinder abschlachten. Das hat mich nachdenklich und traurig gemacht.“ Die Worte eines der Täter. Susanne Geske sagt: „Ich würde gerne mit den Jungs einen Tee trinken und reden.“ Mit den Jungs. Mit den Mördern ihres Mannes. Aber sie kann nicht mit ihnen reden, weil sie eine Wand von Gendarmen voneinander trennt. Die fünf stehen vor Gericht. Für die drei Morde, die sie begingen. Für drei Morde, bei denen andere ihre Hand führten.

Die Morde von Malatya, wenn du die Welt verändert hat, keinen Zweifel lassen: „Was die Toiletten betrifft, sind wir Könige!“ Niemand habe sich so ausführlich mit dem Design von Klos auseinandergesetzt wie die Bill-und-Melinda-Gates-Stiftung. Natürlich geht es nicht um irgendwelche Toiletten, sondern um solche, die ohne Wasserspülung funktionieren. Überhaupt, ereifert sich Bill Gates, was für ein absurdes Konzept doch die Wasserspülung sei: „Man nimmt hervorragend sauberes Wasser und verdreckt es dann absichtlich. Und außerdem beseitigt man das eine Problem“, – er meint die Fäkalien und die *smell* – „schafft aber gleichzeitig ein neues, das Abwasser.“

Über einem leicht säuerlich schmeckenden Stück Lammfleisch handelt der Milliardär relativ gestenlos, aber intensiv das Toilettenproblem ab. Längst trägt er nicht mehr seine kleinschirmgroße Nerd-Brille, sondern etwas Dezentres, Viereckiges, das zum ergrauten Haupthaar passt und gemeinsam mit

Nein, sagt Susanne Geske, Angst hätten sie nie gehabt. Wer konnte schon ahnen, dass die Wege ihrer Familie den Pfad der türkischen Geschichte kreuzen würden. Ein Abenteuer war er nicht, dieser Tilman Geske. Eigentlich wollte Susanne, damals hieß sie noch Beuter, gar nichts von dem jungen Mann. „Ein unmöglicher Typ“, notierte sie in ihrem Tagebuch, kaum zu verstehen mit seinem Genußschmel, immer im Schlapperpulli, dazu ein „grauenhafter Haarschnitt“. Dort der schüchterne Gabelstaplerfahrer und Teilzeitpastor, hier die quirlige, beliebte Töpferin. Eines aber war ihnen gemeinsam: Nach einer zerrissenen Kindheit, nach Jahren „ohne Gott und an ihm vorbei“ hatte auch Susanne die Religion entdeckt. Die beiden arbeiteten in der New-Life-Gemeinde in Lindau am Bodensee, einer protestantischen Freikirche. Als Tilman Geske sie eines Tages fragte, ob sie ihn heiraten wolle, da war sie verblüfft. Aber sie lehnte nicht ab, stellte ihm stattdessen ein paar Bedingungen. Die wichtigste: „Ich wollte einen Mann, der mit mir in ein muslimisches Land zieht“, erinnert sie sich. „Ich war fest davon überzeugt, dass Tilman nein sagt.“ Er sagte ja, und wenig später findet sich in ihrem Tagebuch der Satz: „Es ist herrlich, verliebt zu sein. Gut, dass Tilman nicht so leidenschaftlich und so wagemutig ist wie ich. Er scheint so etwas wie eine Bremse für mich zu sein.“

Sie ist keine Frömmlerin, sie schwärmt mal von Jesus und mal auch von Johnny Depp.

Malatya ist eine Stadt weit hinten in der Türkei. Stolz sind sie hier auf ihre Aprikosen. Zwei von drei getrockneten Aprikosen, die weltweit verkauft werden, hängen zuvor an den Bäumen Malatyas. Befragt nach den Besonderheiten der Leute hier, sagt einer: „Dass sie alle weg wollen aus Malatya.“

Familie Geske, die wollte 2003 hier hin. Sechs Jahre hatten sie in der Südtürkei verbracht, aber es drängte sie weiter ins türkische Kernland. „Wir wollten in den Osten“, sagt Susanne Geske, „Zeugnis ablegen.“ Unter Muslimen, dort, wo es kaum mehr Christen gibt, und wo doch einst christliches Umland war. Große Kirchen stehen noch in der Stadt, heute

te toter Stein. Malatya war Zentrum armenischen Lebens, noch bis zum ersten Weltkrieg, bis zum Völkermord an den anatolischen Armeniern 1915 und 1916. „Malatia“, schrieb der deutsche Pastor Ernst J. Christoffel, der damals in Malatya lebte, „war der schlimmsten Orte einer.“ Heute ist Malatya eine erzkonservative Stadt, Hochburg der türkischen Nationalisten und Garnisonsstadt. Die zweite Armee hat hier ihr Hauptquartier.

Susanne und Tilman Geske kamen als Missionare. Aber was heißt das? „Nachbarn und Freunde besuchen, um ihnen von Jesus zu erzählen“, sagt Susanne Geske. Sie um die kümmern, die das Christentum für sich entdecken haben. Einmal in der Woche einen Gottesdienst feiern, reihum in der Wohnung eines der Gläubigen. Das Missionarskloster, das Bild von der Frömmlerin, das greift nicht bei dieser Frau, die mal von Jesus schwärmte und mal von Johnny Depp und die von sich selber sagt, sie sei „nicht so der superheilige Typ“.

Die Türkei ist eine muslimische Nation, aber sie hat eine säkulare Verfassung. Missionierung ist hier legal. Und doch ein Tabu. Weil die Frommen etwas dagegen haben? Wahrscheinlich. Vor allem aber: Weil es den Nationalisten nicht passt, den Erben der Republik, den angeblichen Hütern des säkularen Staates. Bevor die Familie Geske in Malatya eintrifft, weiß die Stadt schon von ihr. Eine Lokalzeitung hat sie auf die Titelseite gehoben: Hilfe, die Missionare kommen. Im Café nehmen in den Jahren darauf immer wieder aufmerksame Männer in dunklen Anzügen am Nebentisch Platz; später werden Dokumente der Armee entdeckt, die jeden einzelnen Christen in den anatolischen Gemeinden auflisten, das Lieblingstier der Kinder inkludiert. „Aber wir hatten Freunde“, sagt Susanne Geske. „Wir waren glücklich.“

Im Nachhinein weiß man die Zeichen zu deuten. Wie fing es an? Mit den Bestsellern, die den Türken vor zehn Jahren eröffneten, eine „Armee von Missionaren“ sei in ihrem Land eingefallen, um das Land „für die Christen zurückzuerobern.“ Mit dem Fernsehauftritt des Konvertiten Ilker Cinar, der jahrelang als Pastor gearbeitet hatte, um 2005 in einer Talkshow zum Islam zurückzukehren – nicht ohne den Zuschauern zu enthüllen, die Christen wollten den Türken „das heilige Land entreißen“?

Dass jener Ilker Cinar, der doppelte Konvertit, in Wirklichkeit Feldwebel bei den Landstreitkräften war, dass er während seiner ganzen Jahre als Pastor auf der Gehaltsliste des Militärs stand, ein Agent also, das erfährt man erst später. Wie so vieles andere auch.

Es gibt in der Türkei heute 3500 Protestanten. Weniger, als es Buddhisten in München gibt. Es gibt überhaupt nur mehr 100 000 Christen in dem 72-Millionen-Volk. Und doch erklärte der Nationale Sicherheitsrat die Missionare 2003 zur „Bedrohung der Nationalen Sicherheit“. Warum? Die antichristliche Hetze, die urplötzlich wie aus dem Nichts kam, begann zeitgleich mit dem Aufstieg der gemäßigt islamischen AKP von Premier Tayyip Erdogan. Und sie schwoll an genau zu jener Zeit, da die AKP daranging, die Türkei zum Beitrittskandidaten der EU zu machen. 2005 wurde die Kandidatur besiegelt, wenig später nahm die Zahl der Angriffe auf Christen und Geistliche zu. Die ersten Morde geschahen. Erstickten 2006 der katholische Priester Andreas Santoro in Trabzon. Erschossen 2007 Hrant Dink. Der armenische Journalist starb im Januar. Da hatte Tilman Geske noch drei Monate zu leben.

In den Zeitungen, auch deutschen, war schnell von „islamistischen“ Tätern die Rede. Bis jene Dinge geschahen, die die Türkei bis heute nicht zur Ruhe kommen lassen. Staatsanwälte, von der Regierung ermutigt, befahlen Razzien in Kasernen. Erstmals in der türkischen Geschichte wurden Offiziere, Generale gar verhaftet. In den Kasernen gefundene Putschpläne fanden ihren Weg in die Zeitungen. In einem davon, Codename „Kafes“, deutsch: Käfig, heißt es, um Chaos zu stiften, solle man gezielt Nichtmuslime umbringen. Der Mord an Pfarrer Santoro, der Mord an Hrant Dink, sie werden in dem Plan erwähnt, sie heißen dort „Operationen“. Und noch eine Operation wird dort genannt: jene, die am 18. April 2007 von fünf jungen Männern in Malatya erledigt wurde.

Mit einem Mal dümmerte es vielen: Kein einziger dieser Morde war die spontane Tat religiöser Fanatiker. „Sie waren nur Puppen“, sagt Rechtsanwältin Orhan Kemal Cengiz über die Jünglinge, nationalistiche Wirkkörper allesamt, die vor Gericht gestellt wurden in Malatya, in Trabzon, in Istanbul. Puppen in einem großen Spiel, in dem es um nicht weniger

geht als um die Zukunft der Türkei. „Malatya ist ein Mikrokosmos“, sagt Gerald Knaus, Chef der Denkfabrik „European Stability Initiative, ESI, die gerade den ersten detaillierten Bericht zu den Morden und ihren Hintergründen vorgelegt hat („Murder in Anatolia“): „Hier sieht man wie in einem Brennglas, was in der Türkei auf dem Spiel steht.“ Erdal Dogan, Anwalt der Familien der Opfer sagt: „Was in Malatya passierte, war ein Massaker, an dem der tiefe Staat beteiligt war.“ Der tiefe Staat, so nennen sie hier die geheimen ultranationalistischen Netzwerke mit Zweigen in Armee, Geheimdiensten und Universitäten, die morden und putschen, wann immer sie das Vaterland durch Kurden, Armenier, Linke, fromme Muslime und Christen, vor allem aber: durch die gewählten Regierungen bedroht sehen.

Der Traum der Tochter ist es, bei den Olympischen Spielen anzutreten – für die Türkei.

Warum aber hat sich der tiefe Staat diesmal das Häuflein Missionare ausgesucht? „Ziel war es, den EU-Prozess zu sabotieren und die Regierung von der Macht zu jagen. Deshalb erklärte man die Christen zu Freiwild“, sagt Anwalt Erdal Dogan. „Um die AKP zu diskreditieren, planten sie Morde, die sie als Taten von Islamisten hinstellen konnten.“ Erstmals werden sie angetastet, die Schattenmächte: auch beim Mordprozess in Malatya. Zeugen sagten aus, wie Gendarmeriekommandeure, Armeeeoffiziere und Theologieprofessoren in Malatya die Tat gemeinsam vorbereitet. Bei zwei Verhaftungswellen im März wurden eine Reihe von Offizieren und Theologen in Gewahrsam genommen, denen man vorwirft, in die Morde von Malatya verwickelt zu sein.

Tilman Geske ist nun in Malatya begraben, auf dem armenischen Friedhof. Die Kinder haben das Grab gestaltet. Susanne Geske kommt nicht oft her. Friedhöfe, das sei nichts für sie, sagt sie. „Das sind doch nur Steine.“ Bei der Trauerfeier sangen sie das Lied, das Tilman kurz vor seinem Tod fertiggeschrieben hatte. „Du bist prächtig, du bist wunderbar“, heißt es darin. „Du bist würdig, mein Leben zu nehmen.“

Die Familie Geske lebt bis heute in der Neubausiedlung am Stadtrand, in derselben Wohnung, in der der Vater mit den Kindern herumtollte, die Blues-Brothers nachspielte, seine wunderbaren Kuchen buk. Viele verstehen das nicht. Ein paar Tage nach dem Mord telefonierte Susanne Geske mit ihrer Mutter. Die brüllte sie an: „Du bist verrückt, wenn du dort bleibst.“ Aber nicht nur sie, auch die Kinder wollten bleiben. „Hier haben wir Freunde, unser Umfeld“, sagt Susanne Geske. Und die Erinnerungen? „Erinnerungen“, sagt Michal, die heute 16-Jährige, „hat man doch überall.“

Die Christenhetze – seit den Prozessen ist sie aus den Zeitungen so wundersam verschwunden, wie sie aufgetaucht ist. „Malatya war ein Wendepunkt“, sagt Umut Sahin, Generalsekretär der protestantischen Kirchen in der Türkei. Noch 2007 zählte seine Vereinigung 19 Fälle von körperlicher Gewalt gegen Christen. Im letzten Jahr waren es nur mehr zwei. „90 Prozent der Angriffe gegen uns kamen nicht von radikalen Muslimen, sondern von radikalen Nationalisten.“ Auch Malatya verändert sich. Es gibt, noch vor kurzem undenkbar, Alkohol im Supermarkt. Die alte armenische Tashorankirche soll restauriert werden – der Moscheeverein will das.

Hat sie nie Angst? „Angst“, sagt Susanne Geske, „kann ich nicht gebrauchen.“ Sie lacht. Sie lacht oft. Ihre beste Freundin ist Muslimin. Und die Kinder? Michal erzählt vom Salsalehrer, der in der Stadt aufgetaucht sei. Lukas, heute 14, verzicht sich mit seinem Freund Kemal in sein Zimmer, die beiden spielen am Computer Wolf Team, der Spieler kann sich darin in einen Werwolf verwandeln, um seine Feinde zu vernichten. Lukas macht sich oft Sorgen, wenn Gerichtstag ist, dann schickt er seiner Mutter aus dem Klassenzimmer alle zehn Minuten eine SMS. Miriam, die Kleine, war nach dem Tod des Vaters die Zornigste. Von ihm hat sie die Begeisterung für Sport geerbt. Sie schwimmt und läuft, nimmt an nationalen Wettkämpfen teil. Die Kleine, sagt Susanne Geske, würde gerne ins Nationalteam. Der Traum der zwölfjährigen Miriam ist es, bei den Olympischen Spielen 2016 anzutreten, im modernen Fünfkampf. Für die Türkei. „Sie wäre eine stolze Türkin“, sagt die Mutter. Sie hat nun die türkische Staatsbürgerschaft für die Familie beantragt.

Der Hilfreiche

Warum nicht mit enorm viel Geld enorm viel Gutes tun? Ein Abend mit Bill Gates in Berlin.

Von Kurt Kister

Berlin – An einem will der Mann, der die Welt verändert hat, keinen Zweifel lassen: „Was die Toiletten betrifft, sind wir Könige!“ Niemand habe sich so ausführlich mit dem Design von Klos auseinandergesetzt wie die Bill-und-Melinda-Gates-Stiftung. Natürlich geht es nicht um irgendwelche Toiletten, sondern um solche, die ohne Wasserspülung funktionieren. Überhaupt, ereifert sich Bill Gates, was für ein absurdes Konzept doch die Wasserspülung sei: „Man nimmt hervorragend sauberes Wasser und verdreckt es dann absichtlich. Und außerdem beseitigt man das eine Problem“, – er meint die Fäkalien und die *smell* – „schafft aber gleichzeitig ein neues, das Abwasser.“

Über einem leicht säuerlich schmeckenden Stück Lammfleisch handelt der Milliardär relativ gestenlos, aber intensiv das Toilettenproblem ab. Längst trägt er nicht mehr seine kleinschirmgroße Nerd-Brille, sondern etwas Dezentres, Viereckiges, das zum ergrauten Haupthaar passt und gemeinsam mit

dem staubfarbenen Anzug nicht vermuten lässt, dass der Mann daheim eine Porzellan- und Silber-Sammlung hat. Er ist gerade aus Straßburg vom EU-Parlament gekommen und wird am nächsten Tag mit dem Bundespräsidenten, der Kanzlerin und dem Entwicklungsminister reden. Aus dem Mann, der dafür gesorgt hat, dass die Erde verwidowet wurde, ist ein sehr selbstbewusster Handlungsreisender in Sachen Wohltätigkeit geworden.

An diesem Abend jedenfalls sitzt man im Berliner Hotel Adlon in einem Sèparèe, das jemand, hoffentlich ein Antiquar, mit älteren Büchern ausgestattet hat. Der Raum heißt „Bibliothek“, was den Bücherliebhaber schmerzt, weil man, auch wegen der Gerüche, in einer Bibliothek nicht essen soll. Niemals. Nicht einmal mit Bill Gates, der in seiner Bibliothek ein Manuskript, den Codex Leicester, von Leonardo da Vinci hat (1994 für 31 Millionen Dollar gekauft).

Toiletten also, sagt Gates, sind immens wichtig, gerade in Afrika: „Mehr Hygiene heißt weniger Krankheiten.“ Weil die Welt für Bill Gates schon immer ein Kampfplatz war, wird er wohl auch

weiter für Toiletten in Afrika kämpfen, bis er so etwas Ähnliches sagen kann wie zur Kinderlähmung: „Polio ist heute nahezu ausgerottet. Wir haben mit unseren Impfprogrammen dazu beigetragen.“ Nein, selbst überzeugte Linux-Mönche, die Bill Gates immer noch für den Kopf

der Windows-Weltverschwörung halten, können eines nicht ernsthaft bestreiten: Gates betreibt mit enorm viel Geld eine Stiftung, die enorm viel Gutes tut – vor allem auf dem Feld der Massenimpfungen und der medizinischen Forschung sowie der Medikamentenentwicklung gegen



Handlungsreisender in Sachen Wohltätigkeit – Bill Gates. Foto: Getty

Krankheiten wie Malaria, Aids oder Tuberkulose. In den USA finanziert die Stiftung Bildungsprogramme.

Das enorm viele Geld dafür stammt aus Gates' eigenen Taschen. Seit 1994 hat er immer wieder Teile seines epidemisch wachsenden Microsoft-Reichtums in Stiftungen angelegt. Heute ist das alles in der nach seiner Gattin und ihm benannten Superstiftung zusammengeführt. Ihr Kapital liegt bei 36,7 Milliarden Dollar. Gates' Freund und Milliardärkollege Warren Buffett hat angekündigt, der Stiftung weitere 30 Milliarden zu geben. Und weil sich der einstige Software-Imperialist Gates zum, misst man es an den Summen, größten Spender und Philantropen der Menschheitsgeschichte entwickelt hat, versuchen er und Buffett möglichst viele Milliarden davon zu überzeugen, dass sie mindestens die Hälfte ihrer Vermögen spenden sollen.

„Ein großes Hindernis dabei“, sagt Gates, „ist die Idee vom dynastischen Reichtum. Manche glauben: Wenn ich es von meinem Vater gekriegt habe, dann sollen es meine Kinder von mir kriegen.“ Rich kids sollen, sagt Gates, seine Kinder

nicht werden. Das klingt seltsam, aber er meint damit, dass er zumindest den größten Teil seines Geldes für andere ausgeben will. Buffett habe verfügt, zehn Jahre nach seinem Tod müsse praktisch sein gesamtes Erbe für wohltätige Zwecke verbraucht sein. Das Ehepaar Gates schreibt fest, dass es in seinem Fall 20 Jahre post mortem sein sollen.

Gates ist ein effizienzorientierter Moralist von einiger Flexibilität. Zwar lässt er kein Stiftungskapital bei Tabakfirmen anlegen, hält aber die Auch-Richtungsfirma Boeing für unproblematisch – zumindest wenn es darum geht, aus viel Geld für gute Zwecke noch mehr Geld zu machen. Und überhaupt: „Wir haben US-Staatsanleihen. Heißt das, dass ich den Irak-Krieg gut finde? Nein, natürlich nicht.“ Dann holt er zu einem weiten Bogen aus, den er spannt von Viel-Geld-Machen bis zu Kinder-die-dank-dieses-Geldes-nicht-sterben. Fast blitzten seine Augen dabei, obwohl er ein nach außen weitgehend ungeschickter Mensch ist. Nun ja, denkt man, warum soll die Welt da und dort nicht von einem glücklichen, reichen Nerd gerettet werden.